Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 33 — Sonnabend, den 17. März 1928 — 41. Jahrgang

Drängende Gewalten.

(Sonntagsbetrachtungen.)

Die Rückkehr unter das strenge Regiment des Winters, der uns in diesen Tagen noch einmal mit seinen rauhen Gaben überraschte, stimmt uns wohl mißmutig, aber sie macht uns nicht irre. Wenige Wochen nur, dann ist es mit seiner Herrschaft endgiltig zu Ende. Dann sprießt und keimt es draußen auf den Feldern, die Sonne lockt mit Macht und breitet den grünen Teppich über die Auen. Von den Bergen fließen die Gewässer in sprudelnder Hast, Blütenknospen springen auf und Mutter Erde verjüngt sich wieder zu neuer Kraft und neuer Schönheit.

Ueberall drängende Gewalten, die sich wohl für Augenblicke hemmen lassen, dann aber nur um so stärker hervorbrechen.

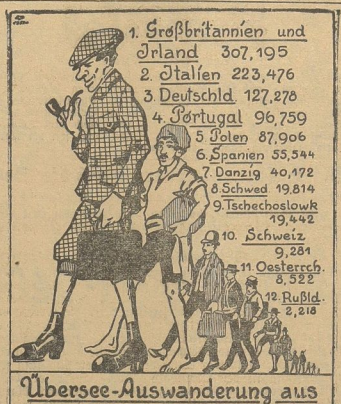
In diesen Wochen werden auch wieder viele junge Menschenkinder die Schulen verlassen, um in das Berufsleben hinüberzutreten. Zum ersten Male überschreiten sie die Schwelle, die zur Erkenntnis und hinter ihrem buntschillernden Vorhang ins wache Leben führt. Wie werden sie es meistern? Soviel ungebundene Kraft, soviel Hunger nach dem Leben, wie werden sie mit ihnen fertig werden, wenn ihnen keine Führerhand die Wege weist?

Drängende Gewalten auch hier. In unserer Jugend liegt soviel gesunder Urinstinkt, soviel urwüchsiger Tatendrang, der nach Gestaltung ringt. Aber auch soviel hemmungslose Triebhaftigkeit und Hang zum Bösen schlummern in ihr. Wehe, wenn, was noch keimend schläft, zur Tat erwacht! Wehe, wenn dunkle Seelengewalten die Form zerspringen, die Sitte und Gewohnheit heißt! Dann wird das züngelnde Flämmlein zum rasenden Feuer, das quellende Bächlein zum reißenden Strom.

Unsere Jugend ist unsere ganze Hoffnung. Mit ruhigem Gewährenlassen dienen wir ihr nicht. Denken wir daran, daß sie ein zartes Pflänzchen ist, das treue Gärtnerhand braucht. Sorgen wir für einen neuen deutschen Menschheitsfrühling, der uns so bitter nötig ist.

Das Auswanderungsproblem.

Das Auswanderungsproblem ist für Deutschland zu einer der wichtigsten Fragen der Volks- und Sozialwirtschaft geworden. Schon vor dem Kriege sah man mit Bedenken, daß die Zahl der nach Ueberseeländern auswandernden Deutschen ständig zunahm. Da von dieser jedoch ein großer Teil auf die Auswanderung nach den deutschen Kolonien und Hoheitsgebieten kam, so gingen wir eines immerhin nur verhältnismäßig geringen Teiles verlustig. Seit dem unglücklichen Ausgang des Krieges besitzen wir bekanntlich keine Kolonien und keine Hoheitsgebiete mehr. Jeder Deutsche, der das Land verläßt, um an fernen Küsten sich eine neue Zukunft zu bauen, ist uns verloren. Andererseits dürfen wir nicht vergessen, daß Deutschland, wichtigster Landtriebe beraubt, für seine Bevölkerungszahl schon viel zu klein geworden ist. Diese Ueberbevölkerung spiegelt sich in der Arbeitslosenziffer nur allzu deutlich wider. So gut wie alle Berufe sind „überfüllt". Viele Tausende tüchtiger deutscher Männer und Frauen könnten sich aber ein neues Glück schmieden, wenn es uns möglich wäre, sie wieder in Kolonien anzusiedeln. Daher darf der Ruf nach Rückgabe unserer Kolonien nie verstummen. Jeder Auswanderer ist eine lebendige Anklage gegen unsere Feinde, die uns nicht nur im Heimatlande vergewaltigen und die Lebensführung erschweren, sondern auch die Möglichkeit nehmen, unsere überschüssigen Kräfte zweckmäßig außerhalb unserer Grenzen zu verwerten. — Obwohl Deutschland unter den europäischen Ländern im Rechnungsjahr



Übersee-Auswanderung aus europäischen Ländern 1925/26

1925-26 in bezug auf Ueberseeauswanderung mit 127 278 Auswanderern erst an dritter Stelle hinter Groß-Britannien und Italien steht, hat unser Vaterland doch am meisten unter der steigenden Auswandererziffer zu leiden. Groß-Britannien und Irland, das im genannten Jahr 307 195, und Italier, das 223 476 Auswanderer über die Weltmeere entsandte, konnte doch immer noch damit rechnen, daß ein nicht unerheblicher Teil den Weg in ihre eigenen überseeischen Hoheitsgebiete fand. Die Auswandererstatistik der europäischen Länder führt Portugal nächst Deutschland mit 96 759, sodann Polen mit 87 906, Spanien mit 55 544, und an elfter Stelle folgt Oesterreich mit 8522 Auswanderern. Das gewaltige Rußland kann es sich leisten, daß es nur 2218 Landeskinder im gleichen Jahre verlor. Immerhin ein Erfolg im Gegensatz zu den Vorkriegsjahren, in denen der russische Auswanderer am Kontingent der gesamten Auswanderung ziffernmäßig einen recht großen Anteil hatte.

Der Kampf gegen das Privateigentum.

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.

In den ersten Märztagen hat in Berlin eine Delegiertenversammlung des Schutzverbandes für Grundbesitz in Stadt und Land stattgefunden. Hierbei sind die Absichten behandelt worden, die in der letzten Zeit gegen das Privateigentum am Grund und Boden geplant werden. Die Wohnungsbewirtschaftung durch das Reich ist bekanntlich in letzter Zeit etwas gelockert worden. Vorläufig gelten aber noch das Mieterschutzgesetz und das Reichsmietengesetz. Da sich aller Voraussicht nach der Wohnungsneubau im laufenden Jahre infolge Kapitalknappheit noch verlangsamen wird, ist nicht zu erwarten, daß die genannten beiden Gesetze bald aufgehoben werden können. Für alle Fälle hat aber die sozialdemokratische Partei des deutschen Reichstags einen Antrag eingebracht, der auch über die Zeit des Wohnungsmangels hinaus eine amtliche Beeinflussung des Mietzinses erstrebt. Es handelt sich hierbei um den Antrag Müller (Franken) und Genossen vom 28. Juni 1927, der das sogenannte „soziale Wohnrecht" fordert. In diesem Antrag heißt es, daß auf Verlangen einer Partei (des Vermieters oder des Mieters) eine gerichtliche Festsetzung des Mietzinses erfolgen soll. Der Mietzins soll sich nicht nur nach der Rentabilität des in dem betreffenden Mietshause angelegten Kapitals, sondern auch nach „örtlichen Verhältnissen und nach der allgemeinen wirtschaftlichen Lage der Wohnungsuchenden" richten. Nun wird man gewiß einer in bedrängten Verhältnissen lebenden Familie gern gönnen, daß sie keinen allzu großen Teil ihres Einkommens für die Wohnung aufzuwenden braucht. Aber was würde denn die Folge sein, wenn der Hauseigentümer gewärtigen müßte, daß ihm der Mietzins für sein Immobil niedriger festgesetzt wird, als er selbst dafür (an Kapitalverzinsung und Instandsetzungskosten) zu zahlen hat? Er würde künftig auf jeglichen Bau von Mietshäusern verzichten. Die Verwirklichung des „sozialen Wohnrechts" würde also eine neue Aera der Wohnungsknappheit mit allen uns sattsam bekannten unangenehmen Folgen heraufbeschwören.

Auf der genannten Tagung des Schutzverbandes wurde weiter das zurzeit im Preußischen Landtage behandelte „Städtebaugesetz" vom Standpunkt der Eigentümer des Grund und Bodens einer scharfen Kritik unterzogen. Für besonders bedenklich hielt der Referent — der volksparteiliche Landtagsabgeordnete von Eynern — die Bestimmung über die Sperrung der freien Verfügungsgewalt über gewisse Teile des in privaten Händen befindlichen Baulandes. Wenn nämlich solche Grundstücke in dem gemeindlichen Bauplan als künftige Freifläche oder für sogenannte „Verkehrsbänder" in Aussicht genommen seien, so soll der Eigentümer des Grund und Bodens zwar in der Ausnutzung seines Eigentums behindert sein, nicht aber das Recht haben zu fordern, daß man ihn enteigne und dann angemessen entschädige.

Aman-Ullah-Katzenjammer.

Dr. ing. h. c. Ullah, im Hauptberuf Khan aller Afghanen, hat sich bekanntlich nach seinem Besuch in Deutschland über Frankreich nach England begeben, um seine „Studienreise" noch einmal durch Deutschland zu führen und dann im gesegneten Lande des Sowjetsterns und der Sichel, dem „getreuen" Nachbarn seines Reiches, weltanschaulich und politisch noch schnell umzulernen und sich zum „Genossen" abstempeln zu lassen. Allerhand jedenfalls für einen ausgewachsenen kleinen Selbstherrscher, auf dessen Wink noch heute lustig geköpft und gehenkt wird, ohne viel Hokspokus moderner „Strafrechtsreform". Wie man aus Industrie- und Geschäftskreisen hört, hat dort der Besuch des braungelben Oberhäuptlings der Afghanen, wie auch gar nicht anders zu erwarten gewesen ist für den, der ein wenig Ahnung hat von den Verhältnissen dieses Dreiviertel-Wüstenlandes, bisher nur sehr wenig befriedigt. Die Einkäufe des hohen Herrn und seiner tatsächlich sehr liebens-

Sohr der Knecht

ROMAN von ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(44. Fortsetzung.)

An der Rückwand des Saales — also der Stirnwand entgegengesetzt — ebenfalls erhöht und zudem abgegrenzt durch ein Geländer befand sich der Zuhörerraum.

An der rechten Seitenwand war ebenfalls eine Tafel aufgestellt, die aber nicht verkleidet war. Hinter ihr standen sechs Stühle. Sechs Bogen Papier und sechs gespitzte Bleistifte lagen in gleichmäßigen Abständen auf dieser Tafel. Hinter den Stühlen, terrassenförmig erhöht, standen zwei Reihen Bänke.

An der linken Seitenwand — vom Zuschauerraum aus gesehen — befand sich die sogenannte Anklagebank, die aber nicht anders wie eine Bank, sondern vielmehr wie ein Kirchenstuhl.

Das alles war erhöht um die freie Mitte des Saales gelagert. In diesem freien Mittelraum standen wieder Stühle und zwar zwei Reihen, außerdem zwei Tische. Die Stühle waren an das Geländer des Zuschauerraums gerückt. Auf ihnen nahmen später die Zeugen Platz. Von den Tischen stand einer vor der Anklagebank, der andere vor der grünverkleideten Tafel. Auf letzterer lagen Feuerzeug und Briefmappe Sohrs.

Es war wenige Minuten vor zehn, da wurde der Zuhörerraum geöffnet. Im Nu war er besetzt. Eine Minute später betrat Sohr den Saal, begleitet von einem Wärter und setzte sich dahin, wo vor ihm so viele in Gram und Verzweiflung schon gesessen hatten.

Man sah ihm weder Erregung noch Befangenheit an. Er bot ein Bild vollkommener Ruhe. Die einen gebeugten und zerknirschten Menschen zu sehen erwarteten, fühlten sich enttäuscht. Sein Blick glitt über die Menge hin kalt und fremd und blieb an Hannjörg Hinzelmanns altem lieben Gesichte hängen. Dem nickte er zu und Hannjörg hob die gefalteten Hände auf, als wollte er sagen: „Ich hab für dich gebetet jeden Tag: Herr Gott hilf." —

In der Menge fiel eine Dame auf, die nicht weit von Hinzelmann entfernt stand. Sie war in Schwarz gekleidet, hatte den Kopf gegen die Wand gelehnt und war verschleiert. Sohr konnte nicht erkennen, wer sie war. Viel Finkenschlager und Steinauer sah er unter den Neugierigen — die er suchte, fand er nicht. Sogar Frau Reichenbach, Voigts Wirtin, hatte ihre fünfundsiebzig Jahre nach Berlin getragen.

Jetzt traten zwei Herren ein, die waren mit Talaren bekleidet. Der eine setzte sich an den Tisch links der Tafel, die an der Stirnseite des Saales stand — der Herr Anwalt der Staatsanwalt — der andere, der der Gerichtsschreiber war, setzte sich rechts. Der Verteidiger, der nach den beiden erschien, nahm an dem Tische vor der Anklagebank Platz.

Da schlug es Zehn! Mit dem letzten Glockenschlage betraten Richter und Geschworene den Saal. Neun Herren waren es — drei in Amtstracht und sechs in Zivil. Die letzteren setzten sich an die Tafel, auf der die Papierbogen und Bleistifte lagen, die ersteren an die andere grünverkleidete Tafel. Der Herr, der den Mittelplatz einnahm, war der Vorsitzende, die beiden anderen rechts und links von ihm waren die Beisitzer.

Der Vorsitzende ließ die geladenen Zeugen in den Saal rufen.

Insgesamt waren es zwölf Personen, die erschienen — allen voran Voigt. Mit hämischem Gesicht sah er zu Sohr hinüber. Die übrigen Zeugen kannte Sohr nicht bis auf die letzten vier. Es waren: der Gemeindevorsteher Kröber, Gendarm Glück, Herr und Frau Kaden. Frau Kaden sah weder rechts noch links, zu Sohr hinzusehen, wagte sie nicht. Sie fühlte sich noch nicht Herrin ihrer Empfindung. Von allen nickte ihm nur Kaden zu.

Die Namen der Zeugen wurden verlesen, dann ermahnte sie der Vorsitzende, ihre Auslagen bestimmt, eindeutig, ohne Voreingenommenheit und der Wahrheit gemäß zu machen. Sie würden diese Auslagen zu beschwören haben. Er belehrte sie über die Bedeutung des Schwures und die Folgen der Eidesverletzungen, dann entließ er sie wieder mit dem Bemerken, daß sie in der eben verlesenen Reihenfolge einzeln in den Saal gerufen werden würden.

Nach diesem Auftakte trat lautlose Stille ein. Klar und deutlich schwang die Stimme des Vorsitzenden im Raum, als er die Anklage gegen Friedrich Karl Sohr wegen vorsätzlicher Brandstiftung erhob.

Aller Augen ruhten auf Sohr. — Straff aufgerichtet und ebenso klar und deutlich wie der Vorsitzende gab er Antwort. Ohne jede Befangenheit schilderte er die Vorgänge am Erntebankfeste. Er beschönigte nichts und übertrieb nichts, wie ihm die Dinge in Erinnerung waren, so erzählte er sie. Dann schloß er:

„Wie Ihr Urteil auch ausfallen mag, meine Herren, ich werde es zu tragen wissen. Als Bestrafung aber werde ich das Urteil nie auffassen können, weil die Bestrafung eine Sühne bedeutet, oder doch anstrebt und diese eine Schuld voraussetzt. Die Schuld aber liegt nicht bei mir."

Seine Worte und die Art, wie er sie sagte, machten sichtlichen Eindruck. Die Geschworenen sahen sich an, im Zuhörerraum tuschelte man und der Staatsanwalt spielte mit dem Bleistift. Er bemühte sich ihn auf die Spitze zu stellen.

„Wir werden Schuld oder Nichtschuld ergründen, dazu sind wir eben zusammengekommen," sagte der Vorsitzende, sah dann auf einen vor sich liegenden Zettel, auf dem er sich Stichworte gemacht zu haben schien und fuhr fort: „Sie sagen, daß Sie spazieren gegangen seien. Ist Ihnen da jemand begegnet?"

„Nein!"

„Diese Frage ist vom Gemeindevorstand Kröber bei Ihrer ersten Vernehmung schon an Sie gerichtet worden. Damals war Ihnen diese Frage offenbar unangenehm."

„Wie jede andere Frage auch."

„Warum?"

„Weil ich nicht wußte, auf was die Befragung hinauslief. Wenn man mir damals gesagt hätte, daß ein Verdacht bestünde, hätte ich die Gegenfrage, ob ich antworten müsse, nicht getan."

„Und wie war das von nun auf dem Kadenschen Hofe? Dort sollen Sie sich sehr auffällig benommen haben."

„Ich wüßte nicht inwiefern und müßte schon um konkrete Angaben bitten, wenn eine Antwort von mir erwartet wird."

„Sie sollen mit den Händen in den Taschen tatenlos zugesehen haben, wie alle anderen arbeiteten. Stimmt das?"

„Teilweise."

„Wollen Sie sich nicht näher äußern?"

„Meine Arbeit war getan. Was noch zu tun war, mußte ich vorerst anderen überlassen."

„Welche Arbeit war getan?"

„Ich hatte die Ställe geräumt und das Vieh in den benachbarten Gärten untergebracht. Um Löschen habe ich mich zunächst nicht beteiligt, weil da schon zwanzig Menschen zu viel waren."

„Wieso denn zuviel? Beim Helfen können doch nie genug Hände da sein."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280318-10/fragment/page=0001

würdigen und für besonderen Geschmack auch „schönen" Gemahlin haben sich in recht mäßigen Grenzen gehalten. Nun, man erwartet Herrn Dr. Ullah ja bei uns noch einmal „incognito", und es ist Gelegenheit, diese Scharte noch auszuwetzen. — Inzwischen hat man aber die Unkosten, die allein der Reichsregierung, also dem guten deutschen Steuerzahler, aus dem gewaltigen Tam-Tam erwachsen sind, genau zusammengestellt. — Die erste vorliegende Kostenrechnung stellt unter anderem, neben der 18 000 M. betragenden Miete für das Palais, allein 30 000 Mark für die Küchenverwaltung auf. Für Umbauten waren 7000 M. nötig. Telephon — Dr. Ullah ist nicht umsonst gerade von der Technischen Hochschule „promoviert" worden — mußte besonders im Hause in allen Zimmern gelegt werden, da der König ein leidenschaftlicher — „Fernsprechler" ist, der dauernd mit den Mitgliedern seines Gefolges in fernmündlicher Verbindung zu sein wünscht. Der Extrazug von Basel nach Berlin kostet „nur" die Bagatelle von 12 000 M., die übrigen Züge extra 3000 Mark. Auch mit der Blumendekoration haben wir uns nicht lumpen lassen. Die Ausschmückung des Palais mit den lieblichen Kindern der Flora mußten wir mit 6000 Mark blechen. Straßen- und Bahnhofsschmuck kosteten 30 000 Mark, was, gemessen an den Kosten, für die beispielsweise bei feierlichen Einzügen von Monarchen wie Kaiser Franz Josef oder König Eduard von England, knapp 26 000 Goldmark verausgabt wurden, doch recht anständig bezeichnet werden kann. Sehr „kulant" ist auch das „Gastgeschenk", der Reichsregierung, ein Flugzeug neuesten Junkerstyps im Werte von 185 000 Mark! Kommen dazu die vielen „Gastgeschenke" von privaten Gesellschaften und Industrien, auch diejenigen des Reichspräsidenten an die Königin und die verschiedenen „Bibis" („Bibi" bedeutet im Arabischen und Persischen soviel wie „Fürstin"!), so kann man gut und gern den ganzen Rummel mit der hübsch runden Summe von etwa 1 Million Mark als „abgemacht" anschauen. Hierzu kommt noch, daß unser vortrefflicher Herr Reichspräsident, der doch gewiß mit vielerlei Sorgen und Arbeiten belastet ist, in geradezu vorbildlicher Weise die „Honneurs" zu machen wußte und trotz seines hohen Alters den fremdländischen Gästen über die Maßen viel Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen gezwungen war. Unser prächtiger Hindenburg ist also nicht der zu! — Betroffene bei dem großen Beduschtrummel des Afghanenkönigs, und wir freuen uns aufrichtig, daß der greise Kavalier der zahlreichen Verpflichtungen sich bei so gutem Wohlsein glänzend entledigen konnte.

Der Sieger von Düppel und Gravelotte.

Zum 100. Geburtstag des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Am 20. März jährt sich zum hundertstenmal der Tag, an dem der hervorragende deutsche Heerführer Prinz Friedrich Karl von Preußen geboren wurde. Der Prinz, der der einzige Sohn des Prinzen Karl, des Bruders Kaiser Wilhelms I., und der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar, der Schwester der Kaiserin Augusta, war, hatte unter der Leitung des späteren Kriegsministers von Roon eine ausgezeichnete militärische Erziehung genossen und stand auch in wissenschaftlichen Disziplinen auf einer beachtlichen Höhe. Die drei Kriege, die Preußen unter Wilhelm I. führte, haben den „Husarenprinzen" weit über Deutschland hinaus bekannt, in Deutschland selbst aber sehr populär gemacht. Die ersten Lorbeeren errang Prinz Friedrich Karl sich im Kriege mit Dänemark durch den Sturm auf die Düppeler Schanzen und durch den Übergang nach Alsen. Im Preußisch-Österreichischen Kriege (1866) siegte er als Führer der I. Armee in mehreren Schlachten. In der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz hielten dann seine Truppen bis zum Eingreifen der II. Armee (Kronprinz Friedrich Wilhelm) der österreichischen Übermacht gegenüber stundenlang zäh stand und ermöglichten dadurch den Sieg. Unauflöslich verbunden aber ist sein Name mit den gewaltigen Schlachten des Deutsch-Französischen Krieges: wie er bei Vionville, bei Gravelotte und St. Privat Bazaine schlug und in Metz einschloß, wie er dann Metz eroberte, die französische Loirearmee bei Orléans kampfunfähig machte und den Sieg bei Le Mans erfocht — das ist in der Erinnerung der älteren Generation noch heute lebendig. Der „rote Prinz", wie Prinz Friedrich Karl wegen seines roten Husarenattilas vielfach genannt wurde, war in seinem privaten Leben ein bißchen eigenartig. Man sagte, daß er nicht gern zu Hofe ging. Eine Zeitlang — im Jahre 1867 — war er Mitglied des Konstituierenden Norddeutschen Reichstages, ohne jedoch politisch

Prinz Friedrich Karl.

besonders hervorzutreten. Er lebte im übrigen sehr zurückgezogen und widmete sich hauptsächlich seinen Studien und der Jagd. Auf seinem Jagdschloß zu Klein-Glienicke bei Potsdam ist er am 15. Juni 1885 einem Schlaganfall erlegen. Sein einziger Sohn (er hatte außerdem noch drei Töchter), Prinz Friedrich Leopold, lebt, wie man weiß, seit der Revolution meist außerhalb Deutschlands.

Auf Schusters Rappen durch die Welt

Ein Knabe als permanenter Ausreißer.

In Pfaffendorf (Rheinland) verhaftete man in einem verlassenen Turm einen 14jährigen Jungen, der, wie er erzählte, sich

seit seinem achten Lebensjahr auf der Wanderschaft

befindet. Als Sohn eines ehrbaren Handwerkers rückte er dem Vater aus Mainz aus, ging zu Fuß bis Verdun und erbettelte sich den Lebensunterhalt. Dort wurde er von einem Gendarmen aufgegriffen, über die Grenze expediert und ging nun zu Fuß weiter bis Speyer. Als er dort aus einer Lokomotive, in der er sich ein Nachtlager bereitet hatte, herausgeholt wurde, brachte man ihn in ein Armenhaus. Bald war er wieder entflohen und ging zur Abwechslung in den Odenwald. Dort wurde er beim Betteln abermals gestellt und zu seinem Vater nach Mainz gebracht. Nach zwei Jahren väterlicher Obhut riß er wieder aus und kam nun nach einigen Zwischenfällen

sogar bis nach Holland.

Ein Tabakschmuggler brachte ihn ungehindert über die sonst streng bewachte Grenze. Hier lebte er bei einem Bauern als Viehhüter, gestand aber einem Geistlichen seinen seltsamen Lebenslauf. Darauf wurde er zu seinem Vater zurückgebracht, dem er aber erneut davonlief, bis er jetzt in eine Pflegeanstalt gebracht worden ist.

Börse und Handel.

Amtliche Berliner Notierungen vom 15. März.

Getreide und Ölsaaten per 1000 Kilogramm, sonst per 100 Kilogramm in Reichsmark.

	15. 3.	14. 3.
Weiz., märk	245-248	245-248
pommersch	—	—
Roggen, märk	251-253	251-253
pommersch	—	—
westpreuß	—	—
Braugerste	221-280	221-280
Futtergerste	—	—
Hafer, märk	230-238	230-238
pommersch	—	—
westpreuß.	—	—
Weizenmehl p. 100 kg fr. Bln. br. inkl. Sack (leinst. Mk. ü. Not.	31,2-35,0	31,2-35,0
Roggenmehl p. 100 kg fr. Berlin br. inkl. Sack	33,7-35,7	33,7-35,7

	15. 3.	14. 3.
Weizkl. f. Brl.	16,2	16,2
Roggkl. f. Brl.	16,2	16,2
Raps	—	—
Leinsaat	—	—
Vikt.-Erbsen	46-55	46-55
kl. Speiseerb.	34-36	34-36
Futtererbsen	25-27	25-27
Peluschken	24,0-24,0	23,0-24,0
Ackerbohnen	23,0-24,0	22,0-22,5
Wicken	22-23,5	21-23
Lupin., blaue	14,0-14,7	14,0-14,7
Lupin., gelbe	15,2-16,0	15,2-16,0
Seradella	24,0-27,0	26,5-26,5
Rapskuchen	19,5-19,6	19,5-19,6
Leinkuchen	24,1-24,3	23,7-23,9
Trockenschzl.	13,6-14,0	13,4-13,6
Soya-Schrot	21,8-22,2	21,6-22,0
Torfml. 30-70	—	—
Kartoffelflck.	25,0-25,5	24,4-24,9

* **Produktenbörse.** Die Haltung für Brotgetreide erwies sich als unsicher, weil von keiner Seite ernste Anregungen vorlagen und Weizen in den Auslandsforderungen unverändert blieb. Vom Inlande war das Angebot für prompten Weizen nicht unbeträchtlich und die zweite Hand spielt bisher eine Hauptrolle. Hier haben sich bereits ansehnliche Platzläger angesammelt, so daß die Kauflust vorsichtig geworden ist. Zur Aussuhr besteht noch einiges Interesse. Für Lieferung war in naher Sicht der Preis wenig verändert, während für Juli etwas höhere Notiz durchzusetzen war. Die wieder recht kalte Nachttemperatur erweckte wohl einige Kaufneigung für spätere Monate. Von Roggen mangelte es auch nicht an inländischem Material, wobei aber die Forderungen wenig nachgiebig waren. Im Zeitgeschäft war die Haltung ruhig bei zeitweise leichter Besserung des Maikurses. Gerste in Brauware still, in ausländischer Futtergerste in vermehrtem Geschäft. Hafer wird zweithändig auch aus Pommern mehr offeriert. Der Export hielt an. Mais still. Über das Mehlgeschäft wird viel geklagt.

* **Berliner Kartoffelerzeugerpreise** je Zentner waggonfrei märkischer Station. Weiße Kartoffeln 3,00—3,30, rote Kartoffeln 3,10—3,40, gelbfleischige Kartoffeln 3,50—3,80 Mark, Fabrikkartoffeln 14—16 Pfg. je Stärkeprozent. Tendenz: Wegen des Frostes nur geringes Geschäft.

Gereimte Zeitbilder.

Von Gotthilf.

Wir sind nun in die Zeit getreten,
Wo pflichtgemäß der Lenz erwacht,
Nun hilft kein Singen und kein Beten:
Es wird ein Frühlingslied gemacht!

Man ist zwar nur ein armer Schlucker
Und mit Moneten meistens klamm,
Doch etwas Notwein, etwas Zucker,
Das dicht' ich mir schon noch zusamm'.

Nun nehm' ich etwas heißes Wasser
Und braue einen festen Grog
Und schnalze wie ein rechter Prasser:
„Piffein und steif als wie ein Stock!"

Und Kohlen pack' ich in den Ofen —
Warum denn nicht? Wir haben's ja!
Dann bau' ich kunstvoll meine Strophen
Und huste: „Huch! Der Lenz ist da!"

Es ist zwar noch ein bißchen kühle,
Teils mir, teils dir, teils allgemein,
Doch da ich's in den Knochen fühle,
Wird's wohl trotzdem der Frühling sein!

Kommt er nicht alle Jahre wieder,
Wenn man die Mitte März erreicht?
Man tätigt also Frühlingslieder,
Womit man jedes Herz erweicht.

Und, paß mal auf! zur Märzenwende
Wird alles schön in Blüten steh'n,
Und nur der Reichstag nimmt ein Ende —
Ach, diesen wird man nicht mehr seh'n!

Ach, dieser wird von uns genommen,
O Gott, o Gott! in kurzer Frist!
Es wird ein and'rer wiederkommen,
Doch weiß man denn, wie dieser ist?!

Es trüben mir sich die Gedanken,
Gedenk' ich unsres Parlaments,
Mein un'rer Mensch kommt stark ins Schwanken,
Mein äuß'rer auch. — Na, Prosit, Lenz!

Mode und Krankheit.

Seit einiger Zeit treten bei Frauen und Mädchen Krankheitsformen auf, die zu wiederholten Klagen und ärztlicher Behandlung Anlaß gaben und die auf die jetzt herrschende Mode zurückzuführen sind. Die erste ist eine bei Frauen und Mädchen auftretende blaurote Verfärbung an der Haut der Unterschenkel, die im Winter auftritt und oft brennende Schmerzen verursacht. Die kurzen Röcke und die dünnen auch im Winter getragenen Strümpfe — waren die Ursache dieser als chronische Erkrankung zu bezeichnenden Erscheinung. Eine andere „Modekrankheit" bei unserer Frauenwelt hat sich am Kopfe und der Haut des Nackens etabliert in Gestalt einer Flechte, eines Ekzems. Das ungewohnte Rasieren dieser Hautpartie dürfte bei empfindlichen Personen zunächst eine mit Jucken verbundene Hautreizung auslösen, die dann infolge weiterer Reizung durch Kamm und Bürste zum Ekzem führt.

Sohr der Knecht

ROMAN von ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(45. Fortsetzung.)

„Es gibt zweierlei Hände, Herr Vorsitzender, berufene und unberufene. Die einen helfen, die anderen stören und von denen, die stören, waren an jenem Tage, wie gesagt, vierzig überflüssig. Insgesamt waren vier Wehren am Platze. Die Kommandeure waren außerstande, die Wehrleute richtig einsetzen zu können, weil sich die anwesenden Zivilpersonen wie von allen guten Geistern verlassen gebärdeten. Ich habe noch nie ein so wildes Durcheinander gesehen, wie an diesem Tage."

„Dann haben Sie aber doch eingegriffen?"

„Ja!"

„Was veranlaßte Sie dazu?"

„Frau Kaden bat mich darum."

„So. — Und was sagte Frau Kaden zu Ihnen?"

Sohr bob bedauernd die Schultern. „Frau Kadens Worte," sagte er, „waren für mich bestimmt, nicht für die Oeffentlichkeit."

„Soll ich das so verstehen, daß Sie die Auskunft verweigern?"

„Jawohl."

„Es wird nämlich behauptet, daß Ihnen Frau Kaden das Gewissen geweckt habe."

Da lächelte Sohr: „Es wird vermutlich heute noch mehr behauptet werden," antwortete er.

„Ist die Behauptung: um die Baracke ist es nicht schade, noch nur eine Behauptung?"

„Nein, durchaus nicht!"

„Diese Aeußerung getan zu haben, geben Sie also zu?"

„Ja. Nur möchte ich bitten, daß auch die Einschränkung Erwähnung findet, die ich zu gleicher Zeit tat."

„Welche denn?"

„Ich habe gesagt, man solle die Baracke, um die es nicht schade sei, brennen lassen, wenn man das Ganze retten wolle."

„Dem gegenüber haben Sie diese Aeußerung getan?"

„Frau Kaden gegenüber. Schultheiß und Gendarm müssen sie gehört haben, denn einer von beiden sagte: sehr gut."

„Wir werden noch Gelegenheit haben, beide Herren zu hören. — Am Tatorte sind nun dieses Feuerzeug —" er zeigte auf den Tisch zu seinen Füßen — „und diese Brieftasche gefunden worden. Kennen Sie die?"

„Ja, sie gehören mir."

Im Zuhörerraum entstand eine Bewegung. Man reckte die Köpfe und stieß sich gegenseitig an. Auch die Geschworenen horchten interessiert auf.

„Sie sehen die beiden Dinge ja gar nicht an," sagte der Vorsitzende, „wie können Sie da sagen, daß sie Ihnen gehören?"

„Sie sind mir zum Uebelwerden oft vorgelegt worden."

„Feuerzeug und Brieftasche haben Sie wohl auf dem Brandplatz verloren?"

„Nein!"

„Wie kommen sie denn dahin?"

„Das weiß ich nicht."

„Sie haben auch keine Erklärung dafür?"

„Doch! Nur hat die Erklärung wenig oder gar keinen Zweck, weil ich sie zur Zeit noch nicht glaubhaft machen kann."

Im Saale herrschte eine atemlose Spannung und der Vorsitzende drängte: „Wir möchten die Erklärung gern hören. Ob sie Zweck hat, wird sich zeigen."

„Nun denn," sagte Sohr, „Brieftasche und Feuerzeug sind mir gestohlen worden."

„Gestohlen?"

„Ja — und von einem dritten dorthin gelegt worden, wo sie gefunden wurden."

Plumpe Ausrede, das war die allgemeine Ansicht. Man hörte Kichern im Zuschauerraum und überall sah man lächelnde Gesichter. Der Vorsitzende sagte denn auch. „Und das sollen wir glauben?"

Sohr war es, als sei er mitten ins Gesicht geschlagen worden. Mit einem Male war etwas in ihm zerrissen. Er fuhr auf. In seinen Augen flammte wildes Feuer.

„Wer verlangt das?" rief er dem Vorsitzenden zu. „Wer? — Bin ich Ihnen mit dieser Erklärung gekommen oder haben Sie mich darum gefragt? Schließen Sie meine Vernehmung — ich antworte nicht mehr."

Damit setzte er sich und war nicht mehr zum Reden zu bewegen. Nur auf eine Haftandrohung des Vorsitzenden hin erwiderte er: „Der Vergewaltigung steht nichts im Wege. Ich sitze bereits fünf Wochen in Untersuchungshaft. Ich habe nichts zu versäumen."

Es blieb dem Vorsitzenden nichts anderes übrig, als zur Zeugenvernehmung zu schreiten.

Sohr nahm keinerlei Notiz mehr von ihm und auch von dem nicht, das um ihn her geschah. Er hatte sich auf seinen Platz zurückgelehnt — den Kopf gegen die Rückwand — und blickte unverwandt in das klare Blau des wolkenlosen Herbsthimmels, der durch das gegenüberliegende große Bogenfenster zu ihm herübersah.

Er war nicht mehr anwesend.

Mochten sie reden und sagen, was sie wollten und beschwören, was sie beschwören zu können glaubten. Es war ihm gleichgültig. Ihm konnte niemand helfen und wenn jemand mit Menschen- und Engelszungen redete — dort auf jenem Tisch lagen Feuerzeug und Brieftasche und die gehörten ihm.

Und dann stand das andere fest, unverrückbar und unabänderlich: niemand war ihm auf seinem Wege nach den kahlen Berge begegnet, niemand konnte sein Alibi bestätigen. Wenn nicht ein Wunder geschah, war sein Schicksal besiegelt.

Ein Wunder! — Da lächelte er bitter. — Ein Wunder für ihn? Nein — für ihn geschahen keine Wunder.

Er mußte an den Untersuchungsrichter denken und an dessen Worte: „Ihre Angelegenheit wird Schwurgerichtssache. Auf vorsätzliche Brandstiftung steht Zuchthaus. Wenn der Diebstahl nicht aufgeklärt werden kann, kommt es zur Verhandlung, und wie die Geschworenen entscheiden — wer kann das wissen."

In ohnmächtigem Grimm krampfte er die Hände zu Fäusten. Vor Schmerz schloß er die Augen.

Nur gut, daß man niemandem Schande machte! Er war der letzte seines Namens. Und dieser Name ging mit ihm, nur mit ihm — auch ins Grab.

Wer wohl von allen denen, die ihn kannten, würde ihm ein gutes Gedenken bewahren? Wenige wohl nur. Einer bestimmt — nein zwei! Ein Alter und ein Junger, ein Greis und ein Knabe: Hannjörg und Claus. — Und unwillkürlich sah er zu dem Alten hinüber.

Da erschrak er so heftig, daß ein leises „Oh" über seine Lippen huschte.

Die noch vor kurzem leeren Stühle, die am Geländer des Zuschauerraumes standen, waren fast alle besetzt.

Sohr fuhr sich über Stirn und Augen und schüttelte sich. Er war weiß wie die Wand, die hinter seinem Sitz aufstieg. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Nichts hatte er gehört, von dem, was die vielen Zeugen bekundet hatten.

Da fiel ein Wort. Das machte ihn vollkommen klar. — — „Frau Kaden," sagte der Vorsitzende.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280318-10/fragment/page=0002

Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 33 — Sonnabend, den 17. März 1928 — 41. Jahrgang

Drängende Gewalten.

(Sonntagsbetrachtungen.)

Die Rückkehr unter das strenge Regiment des Winters, der uns in diesen Tagen noch einmal mit seinen rauhen Gaben überraschte, stimmt uns wohl mißmutig, aber sie macht uns nicht irre. Wenige Wochen nur, dann ist es mit seiner Herrschaft endgültig zu Ende. Dann sprießt und keimt es draußen auf den Feldern, die Sonne lockt mit Macht und breitet den grünen Teppich über die Auen. Von den Bergen fließen die Gewässer in sprudelnder Hast, Blütenknospen springen auf und Mutter Erde verjüngt sich wieder zu neuer Kraft und neuer Schönheit.

Ueberall drängende Gewalten, die sich wohl für Augenblicke hemmen lassen, dann aber nur um so stärker hervorbrechen.

In diesen Wochen werden auch wieder viele junge Menschenkinder die Schulen verlassen, um in das Berufsleben hinüberzutreten. Zum ersten Male überschreiten sie die Schwelle, die zur Erkenntnis und hinter ihrem buntschillernden Vorhang ins wache Leben führt. Wie werden sie es meisteren? Soviel ungebundene Kraft, soviel Hunger nach dem Leben, wie werden sie mit ihnen fertig werden, wenn ihnen keine Führerhand die Wege weist?

Drängende Gewalten auch hier. In unserer Jugend liegt soviel gesunder Urinstinkt, soviel urwüchsiger Tatendrang, der nach Gestaltung ringt. Aber auch soviel hemmungslose Triebhaftigkeit und Hang zum Bösen schlummern in ihr. Wehe, wenn, was noch keimend schläft, zur Tat erwacht! Wehe, wenn dunkle Seelengewalten die Form zersprengen, die Sitte und Gewohnheit heißt! Dann wird das züngelnde Flämmlein zum rasenden Feuer, das quellende Bächlein zum reißenden Strom.

Unsere Jugend ist unsere ganze Hoffnung. Mit ruhigem Gewährenlassen dienen wir ihr nicht. Denken wir daran, daß sie ein zartes Pflänzchen ist, das treue Gärtnerhand braucht. Sorgen wir für einen neuen deutschen Menschheitsfrühling, der uns so bitter nötig ist.

Das Auswanderungsproblem.

Das Auswanderungsproblem ist für Deutschland zu einer der wichtigsten Fragen der Volks- und Sozialwirtschaft geworden. Schon vor dem Kriege sah man mit Bedenken, daß die Zahl der nach Ueberseeländern auswandernden Deutschen ständig zunahm. Da von dieser jedoch ein großer Teil auf die Auswanderung nach den deutschen Kolonien und Hoheitsgebieten kam, so gingen wir eines immerhin nur verhältnismäßig geringen Teiles verlustig. Seit dem unglücklichen Ausgang des Krieges besitzen wir bekanntlich keine Kolonien und keine Hoheitsgebiete mehr. Jeder Deutsche, der das Land verläßt, um an fernen Küsten sich eine neue Zukunft zu bauen, ist uns verloren. Andererseits dürfen wir nicht vergessen, daß Deutschland, wichtigster Landstriche beraubt, für seine Bevölkerungszahl schon viel zu klein geworden ist. Diese Uebervölkerung spiegelt sich in der Arbeitslosenziffer nur allzu deutlich wider. So gut wie alle Berufe sind „überfüllt". Viele Tausende tüchtiger deutscher Männer und Frauen könnten sich aber ein neues Glück schmieden, wenn es uns möglich wäre, sie wieder in Kolonien anzusiedeln. Daher darf der Ruf nach Rückgabe unserer Kolonien nie verstummen. Jeder Auswanderer ist eine lebendige Anklage gegen unsere Feinde, die uns nicht nur Heimatlande vergewaltigen und die Lebensführung erschweren, sondern auch die Möglichkeit nehmen, unsere überschüssigen Kräfte zweckmäßig außerhalb unserer Grenzen zu verwerten. — Obwohl Deutschland unter den europäischen Ländern im Rechnungsjahr

Übersee-Auswanderung aus europäischen Ländern 1925/26

1925-26 in bezug auf Ueberseeauswanderung mit 127 278 Auswanderern erst an dritter Stelle hinter Groß-Britannien und Italien steht, hat unser Vaterland doch am meisten unter der steigenden Auswandererziffer zu leiden. Groß-Britannien und Irland, das im genannten Jahr 307 195, und Italier, das 223 476 Auswanderer über die Weltmeere entsandte, konnte doch immer noch damit rechnen, daß ein nicht unerheblicher Teil den Weg in ihre eigenen überseeischen Hoheitsgebiete fand. Die Auswandererstatistik der europäischen Länder führt Portugal nächst Deutschland mit 96 759, sodann Polen mit 87 906, Spanien mit 55 544, und an elfter Stelle folgt Oesterreich mit 8522 Auswanderern. Das gewaltige Rußland kann es sich leisten, daß es nur 2218 Landeskinder im gleichen Jahre verlor. Immerhin ein Erfolg im Gegensatz zu den Vorkriegsjahren, in denen der russische Auswanderer am Kontingent der gesamten Auswanderung ziffernmäßig einen recht großen Anteil hatte.

Der Kampf gegen das Privateigentum.

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.

In den ersten Märztagen hat in Berlin eine Delegiertenversammlung des Schutzverbandes für Grundbesitz in Stadt und Land stattgefunden. Hierbei sind die Absichten behandelt worden, die in der letzten Zeit gegen das Privateigentum am Grund und Boden geplant werden. Die Wohnungsbewirtschaftung durch das Reich ist bekanntlich in letzter Zeit etwas gelockert worden. Vorläufig gelten aber noch das Mieterschutzgesetz und das Reichsmietengesetz. Da sich aller Voraussicht nach der Wohnungsneubau im laufenden Jahre infolge Kapitalknappheit noch verlangsamen wird, ist nicht zu erwarten, daß die genannten beiden Gesetze bald aufgehoben werden können. Für alle Fälle hat aber die sozialdemokratische Partei des deutschen Reichstags einen Antrag eingebracht, der auch über die Zeit des Wohnungsmangels hinaus eine amtliche Beeinflussung des Mietzinses erstrebt. Es handelt sich hierbei um den Antrag Müller (Franken) und Genossen vom 28. Juni 1927, der das sogenannte „soziale Wohnrecht" fordert. In diesem Antrag heißt es, daß auf Verlangen einer Partei (des Vermieters oder des Mieters) eine gerichtliche Festsetzung des Mietzinses erfolgen soll. Der Mietzins soll sich nicht nur nach der Rentabilität des in dem betreffenden Mietshause angelegten Kapitals, sondern auch nach „örtlichen Verhältnissen und nach der allgemeinen wirtschaftlichen Lage der Wohnungsuchenden" richten. Nun wird man gewiß einer in bedrängten Verhältnissen lebenden Familie gern gönnen, daß sie keinen allzu großen Teil ihres Einkommens für die Wohnung aufzuwenden braucht. Aber was würde denn die Folge sein, wenn der Hauseigentümer gewärtigen müßte, daß ihm der Mietzins für sein Immobil niedriger festgesetzt wird, als er selbst dafür (an Kapitalverzinsung und Instandsetzungskosten) zu zahlen hat? Er würde künftig auf jeglichen Bau von Mietshäusern verzichten. Die Verwirklichung des „sozialen Wohnrechts" würde also eine neue Aera der Wohnungsknappheit mit allen uns sattsam bekannten unangenehmen Folgen heraufbeschwören.

Auf der genannten Tagung des Schutzverbandes wurde weiter das zurzeit im Preußischen Landtage behandelte „Städtebaugesetz" vom Standpunkt der Eigentümer des Grund und Bodens einer scharfen Kritik unterzogen. Für besonders bedenklich hielt der Referent — der volksparteiliche Landtagsabgeordnete von Eynern — die Bestimmung über die Sperrung der freien Verfügungsgewalt über gewisse Teile des in privaten Händen befindlichen Baulandes. Wenn nämlich solche Grundstücke in dem gemeindlichen Bauplan als künftige Freifläche oder für sogenannte „Verkehrsbänder" in Aussicht genommen seien, so soll der Eigentümer des Grund und Bodens zwar in der Ausnutzung seines Eigentums behindert sein, nicht aber das Recht haben zu fordern, daß man ihn enteigne und dann angemessen entschädige.

Aman-Ullah-Katzenjammer.

Dr. ing. h. c. Ullah, im Hauptberuf Khan aller Afghanen, hat sich bekanntlich nach seinem Besuch in Deutschland über Frankreich nach England begeben, um seine „Studienreise" noch einmal durch Deutschland zu führen und dann im gesegneten Lande des Sowjetsterns und der Sichel, dem „getreuen" Nachbarn seines Reiches, weltanschaulich und politisch noch schnell umzulernen und sich zum „Genossen" abstempeln zu lassen. Allerhand jedenfalls für einen ausgewachsenen kleinen Selbstherrscher, auf dessen Wink noch heute lustig geköpft und gehenkt wird, ohne viel Hokspokus moderner „Strafrechtsreform". Wie man aus Industrie- und Geschäftskreisen hört, hat dort der Besuch des braungelben Oberhäuptlings der Afghanen, wie auch gar nicht anders zu erwarten gewesen ist für den, der ein wenig Ahnung hat von den Verhältnissen dieses Dreiviertel-Wüstenlandes, bisher nur sehr wenig befriedigt. Die Einkäufe des hohen Herrn und seiner tatsächlich sehr liebens-

Sohr der Knecht

ROMAN von ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(44. Fortsetzung.)

An der Rückwand des Saales — also der Stirnwand entgegengesetzt — ebenfalls erhöht und zudem abgegrenzt durch ein Geländer befand sich der Zuhörerraum.

An der rechten Seitenwand war ebenfalls eine Tafel aufgestellt, die aber nicht verkleidet war. Hinter ihr standen sechs Stühle. Sechs Bogen Papier und sechs gespitzte Bleistifte lagen in gleichmäßigen Abständen auf dieser Tafel. Hinter den Stühlen, terrassenförmig erhöht, standen zwei Reihen Bänke.

An der linken Seitenwand — vom Zuschauerraum aus gesehen — befand sich die sogenannte Anklagebank, die aber nicht ausfah wie eine Bank, sondern vielmehr wie ein Kirchenstuhl.

Das alles war erhöht um die freie Mitte des Saales gelagert. In diesem freien Mittelraum standen wieder Stühle und zwar zwei Reihen, außerdem zwei Tische. Die Stühle waren an das Geländer des Zuschauerraums gerückt. Auf ihnen nahmen später die Zeugen Platz. Von den Tischen stand einer vor der Anklagebank, der andere vor der grünverkleideten Tafel. Auf letzterer lagen Feuerzeug und Brieftasche Sohrs.

Es war wenige Minuten vor zehn, da wurde der Zuhörerraum geöffnet. Im Nu war er besetzt. Eine Minute später betrat Sohr den Saal, begleitet von einem Wärter und setzte sich dahin, wo vor ihm so viele in Gram und Verzweiflung schon gesessen hatten.

Man sah ihm weder Erregung noch Befangenheit an. Er bot ein Bild vollkommener Ruhe. Die einen gebeugten und zerknirschten Menschen zu sehen erwarteten, fühlten sich enttäuscht. Sein Blick glitt über die Menge hin kalt und fremd und blieb an Hannjörg Hinzelmanns altem lieben Gesichte hängen. Dem nickte er zu und Hannjörg hob die gefalteten Hände auf, als wollte er sagen: „Ich hab für dich gebetet jeden Tag: Herr Gott hilf." —

In der Menge fiel eine Dame auf, die nicht weit von Hinzelmann entfernt stand. Sie war in Schwarz gekleidet, hatte den Kopf gegen die Wand gelehnt und war verschleiert. Sohr konnte nicht erkennen, wer sie war. Viel Finkenschlager und Steinauer sah er unter den Neugierigen — die er suchte, fand er nicht. Sogar Frau Reichenbach, Voigts Wirtin, hatte ihre fünfundsiebzig Jahre nach Berlin getragen.

Jetzt traten zwei Herren ein, die waren mit Talaren bekleidet. Der eine setzte sich an den Tisch links der Tafel, die an der Stirnseite des Saales stand — der Herr mit der Staatsanwalt — der andere, der der Gerichtsschreiber war, setzte sich rechts. Der Verteidiger, der nach den beiden erschien, nahm an dem Tische vor der Anklagebank Platz.

Da schlug es Zehn! Mit dem letzten Glockenschlage betraten Richter und Geschworene den Saal. Neun Herren waren es — drei in Amtstracht und sechs in Zivil. Die letzteren setzten sich an die Tafel, auf der die Papierbogen und Bleistifte lagen, die ersteren an die andere grünverkleidete Tafel. Der Herr, der den Mittelplatz einnahm, war der Vorsitzende, die beiden anderen rechts und links von ihm waren die Beisitzer.

Der Vorsitzende ließ die geladenen Zeugen in den Saal rufen.

Insgesamt waren es zwölf Personen, die erschienen — allen voran Voigt. Mit hämischem Gesicht sah er zu Sohr hinüber. Die übrigen Zeugen kannte Sohr nicht bis auf die letzten vier. Es waren: der Gemeindevorsteher Kröber, Gendarm Glück, Herr und Frau Kaden. Frau Kaden sah weder rechts noch links, zu Sohr hinzusehen, wagte sie nicht. Sie fühlte sich noch nicht Herrin ihrer Empfindung. Von allen nickte ihm nur Kaden zu.

Die Namen der Zeugen wurden verlesen, dann ermahnte sie der Vorsitzende, ihre Aussagen bestimmt, eindeutig, ohne Voreingenommenheit und der Wahrheit gemäß zu machen. Sie würden diese Aussagen zu beschwören haben. Er belehrte sie über die Bedeutung des Schwures und die Folgen der Eidesverletzungen, dann entließ er sie wieder mit dem Bemerken, daß sie in der eben verlesenen Reihenfolge einzeln in den Saal gerufen werden würden.

Nach diesem Auftritte trat lautlose Stille ein. Klar und deutlich schwang die Stimme des Vorsitzenden im Raum, als er die Anklage gegen Friedrich Karl Sohr wegen vorsätzlicher Brandstiftung erhob.

Aller Augen ruhten auf Sohr. — Straff aufgerichtet und ebenso klar und deutlich wie der Vorsitzende gab er Antwort. Ohne jede Befangenheit schilderte er die Vorgänge am Erntedankfeste. Er beschönigte nichts und übertrieb nichts, wie ihm die Dinge in Erinnerung waren, so erzählte er sie. Dann schloß er:

„Wie Ihr Urteil auch ausfallen mag, meine Herren, ich werde es zu tragen wissen. Als Bestrafung aber werde ich das Urteil [illegible] eine Sühne be[illegible] Schuld vorausset[illegible]

Seine [illegible] sichtlichen Ei[illegible] im Zuhörerrau[illegible] elte mit dem Blei[illegible] stellen.

„Wir [illegible] dazu sind wir [illegible] sitzende, sah dann [illegible] er sich Stichwort[illegible] „Sie sagen, da[illegible] nen da jemand b[illegible]

„Nein! [illegible]

„Diese [illegible] Ihrer ersten Ve[illegible] Damals war Ihr[illegible]

„Wie [illegible]

„Warum [illegible]

„Weil [illegible] hauslief. Wenn m[illegible] Verdacht bestände, [illegible] müsse, nicht geta[illegible]

„Und [illegible] Dort sollen Ste[illegible]

„Ich w[illegible] konkrete Angaben [illegible] erwartet wird."

„Sie s[illegible] nlos zugesehen h[illegible] das?"

„Teilw[illegible]

„Wolle[illegible]

„Meine [illegible] mußte ich vorerst anderen überlassen."

„Welche Arbeit war getan?"

„Ich hatte die Ställe geräumt und das Vieh in den benachbarten Gärten untergebracht. Am Löschen habe ich mich zunächst nicht beteiligt, weil da schon zwanzig Menschen zu viel waren."

„Wieso denn zuviel? Beim Helfen können doch nie genug Hände da sein."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280318-10/fragment/page=0003